

Richard L. Cary Vorlesung

**... in dem, was ewig ist ...**

Eva Herrmann

---

Herausgegeben von der  
Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker)  
Deutsche Jahresversammlung e. V.

**1970**

Richard L. Cary Vorlesung

**... in dem, was ewig ist ...**

Eva Herrmann

© Eva Herrmann 1970/2017

Herausgeberin: Religiöse Gesellschaft der Freunde (Quäker)  
Deutsche Jahresversammlung e. V.  
Bombergallee 9  
31812 Bad Pyrmont

[www.quaeker.org](http://www.quaeker.org)

Bearbeitung Online-Ausgabe: Esther Köhring und Uwe Schiller

## Richard L. Cary

Richard L. Cary wurde am 14. März 1886 in Baltimore, Maryland, geboren und absolvierte die Ausbildung zum Bergwerksingenieur. Er unterrichtete Mathematik an der Princeton University, als er sich im Jahre 1919 dem American Friends Service Committee in Philadelphia zur Verfügung stellte, um an der Organisation der Kinderspeisung mitzuarbeiten, die von den amerikanischen Quäkern in Deutschland nach dem Kriege durchgeführt wurde. Im Dezember 1919 kam er nach Deutschland, wo ihm die Arbeit im Ruhrgebiet zufiel. Er blieb hier bis zum August 1920.

Nach seiner Rückkehr nach Amerika wandte er sich dem Journalismus zu und wurde Mitglied des Schriftleiterstabes einer der bedeutendsten amerikanischen Zeitungen, der Baltimore Sun. Als Verfasser der Leitartikel dieser Zeitung war es sein Bestreben, der amerikanischen Öffentlichkeit die Gedankenwelt anderer Länder näher zu bringen und dadurch die durch den Krieg entstandene geistige Trennung der Völker zu überwinden. Hieraus entstand in ihm der Wunsch, wieder nach Deutschland zu gehen.

Im Jahre 1930 siedelte er mit seiner Familie nach Berlin über, um das Amt des amerikanischen Sekretärs in dem dortigen internationalen Sekretariat der Religiösen Gesellschaft der Freunde (Quäker) zu übernehmen. Seine ganze Arbeit war von der tiefen Überzeugung getragen, dass die Welt nur zum Frieden gelangen könne, wenn alle Beziehungen unter den Völkern darauf gegründet werden, dass der Mensch das Ebenbild Gottes ist. Durch vielseitiges Wissen konnte er vielen helfen. Er gewann weitreichende Verbindungen. So wurde er auch in den Vorstand der amerikanischen Handelskammer zu Berlin gerufen.

Im Frühjahr 1933 machte er eine Reise nach Amerika, wo er zahlreiche Vorträge hielt. Vielleicht ist es dieser Überanstrengung zuzuschreiben, dass ihn ein Schlaganfall traf, an dessen Folgen er am 16. Oktober desselben Jahres in Berlin starb. Seine Asche ist auf dem Quäkerfriedhof in Bad Pyrmont beigesetzt.

Zum Gedächtnis an Richard L. Cary hatten seine Freunde in Baltimore einen Betrag gesammelt, der dazu bestimmt war, in jedem Jahr während der Jahresversammlung der deutschen Quäker eine Vorlesung über Fragen zu ermöglichen, die sich aus der religiösen Grundhaltung des Quäkertums ergeben. Seit 1960 übernimmt die Deutsche Jahresversammlung die Verpflichtung, die Vorlesung im Sinne der Freunde aus Baltimore weiterzuführen.

Während der Trauerfeier für Richard Cary in Berlin wurde – wie es im Quäker Ende 1933 heißt – hervorgehoben, mit welcher inneren Hingabe und Liebe Richard **und** seine Frau Mary in ihrer Arbeit gestanden hätten, seit sie nach Deutschland gekommen seien. Mary werde die Arbeit fortsetzen, die sie zusammen mit ihrem Manne begonnen habe. Und als Mary dann Deutschland verließ - wie es im QUÄKER Ende 1934 heißt - wurde von Emil Fuchs betont, sie sei zuständig gewesen für die Kindergruppe, die Jungquäker und die Studentenarbeit. Sie habe die Kraft und die Freudigkeit besessen, das gemeinsame Werk weiter zu tun im Geiste der Liebe und der Treue, in der sie es gemeinsam mit Richard getan hätte.

... in dem, was ewig ist ...

### **Zwischen gestern und morgen**

Als ich im Oktober 1968 erstmalig das Hauptthema der Jahresversammlungen von 1969 bis 1971 erfuhr<sup>1</sup>, schien es mir richtig, den Auftrag dieser Vorlesung zurückzugeben und zu bitten, sie einem Jüngeren zu übertragen, der die Welt von Morgen noch tätig miterleben würde. Aber dann drängte sich die Frage auf, ob der Weg vom Heute zum Morgen wohl sehr viel weiter sein würde als der vom Gestern zum Heute. Ich hatte mir gerade einen kleinen Sprung ins Gestern erlaubt und das Dörfchen besucht, in dem ich die ersten zehn Jahre meines Lebens verbracht habe – es liegt nur wenig abseits vom Wege nach Bad Pyrmont. Die Zeit langte knapp für eine Regennacht mit Abend und Morgen, aber das genügte für einen Eindruck, wie sich das Leben dort seit dem Jahrhundertbeginn gewandelt hat: Damals fuhr die Postkutsche einmal täglich zur nächsten Stadt und Bahnstation, von Pferden gezogen, mit dem Postillion auf dem Bock, der lustig ins Horn stieß wie zu Eichendorffs Zeit, und sie brauchte eine volle Stunde zur Fahrt; ein Fußmarsch durch Berge und Wälder war doppelt so lang. Heute fährt ein Autobus, mit Umweg über ein paar andere Dörfer, stündlich ein- oder auch mehrmals in 20 Minuten. Mein früherer Schulweg, auf dem mir zum Entsetzen meiner Mutter die Gummi-Überschuhe immer wieder unwiederbringlich im Schlamm stecken blieben, ist heute asphaltiert. Auch das Gärtchen, das mir einmal mit einem großen Vergissmeinnicht-Beet das erste ästhetische Entzücken des Lebens bereitete, wurde zum asphaltierten Hof. Der kleine Kramladen, der uns mit dem Nötigsten versorgte und über große Auswahl nicht verfügte, ist zum Supermarkt geworden, in dem nichts Wesentliches fehlt, was Kaufhäuser in Marburg und anderswo zu bieten haben. In mein Interesse wollte sich leises Bedauern einschleichen über die vergehende Vielfalt, das wachsende Einerlei in der Welt. Aber es lebt sich heute bestimmt leichter in den kleinen deutschen Dörfern als ehemals.

Was geblieben ist bis heute, sind Berge und Wälder, der Bach hinterm Dorf und die Glas- hütte, die schon damals fast der ganzen Bevölkerung Arbeit und Brot gab. Und dieser Anschluss an Industrie und Technik wird eher wachsen als abnehmen auf dem Wege zum Morgen. Vielleicht wird der Parkplatz, auf dem einst die Postkutsche hielt und heute der Bus wartet, im nächsten Jahrhundert für Hubschrauber zur Verfügung stehen. Aber ich glaube, das wird weniger bedeutsam sein als der Schritt von der Postkutsche zum Bus.

Das ist nur ein winziger Ausschnitt aus dem persönlichen Bereich, und es erübrigt sich, ihn ins Allgemeine zu erweitern. Uns allen ist bewusst, dass aus den Fluganfängen der Jahrhundertwende der Flug zum Monde wurde, und dass die Menschheit sich anschickt zur Eroberung der Planeten – zum Griff nach den Sternen. Der technische Fortschritt des 20. Jahrhunderts war so ungeheuerlich, dass Wissenschaftler behaupten, die nächsten Jahrhunderte könnten nichts Neues mehr bringen, nur den Ausbau des bereits Begonnenen. „Die Zukunft hat schon begonnen“, meinte Robert Jungk, und fügte Anfang 1969

---

<sup>1</sup>) Die Welt, in der wir morgen leben.

hinzu, sie werde nicht erlitten sondern gestaltet. Wir alle gestalten heute mit an dem, was morgen sein wird, und seine Wurzeln stecken schon im Gestern. So sollten wir Gestrigen vielleicht doch versuchen, den Jüngeren ein Wort mitzugeben, das hilfreich sein könnte für morgen. Wir sollten uns gemeinsam besinnen, ob es nicht Werte gibt, die gestern gültig waren und es heute noch sind, es auch morgen noch sein werden – etwas das mitzunehmen verlohnt.

### ... in dem, was ewig ist ...

„Begegnet einander in dem, was ewig ist“, war George Fox' Weisung zu seiner Zeit, und ich glaube, es war seinen Zeitgenossen ebenso klar wie ihm selber, was das sei. Ist es das auch heute noch für uns? Oder erhebt sich die Frage, die Luther in seinem Katechismus wieder und wieder stellt: ‚Was ist das?‘

Wir könnten versucht sein, es uns bequem zu machen und kurz und bündig antworten: die Quäker-Botschaft. Da nur wenige von uns ins Quäkertum hineingeboren wurden, hat sein Ruf uns andere ja alle einmal erreicht, hat uns etwas verheißen, was wir nirgends anders fanden und was weiterzureichen jedem einzelnen von uns wichtig sein müsste. Aber damit haben wir die Frage nur hinausgeschoben. Denn schon werden Stimmen laut, die da rufen: „Quäker-Botschaft – Was ist das? Was wisst denn ihr noch von der Botschaft des George Fox? Wurde sie nicht schon durch seine Zeitgenossen verwandelt? Und ist sie nach drei Jahrhunderten nicht bis zur Unkenntlichkeit verfälscht? Jede Generation hat etwas anderes für wichtig und ewig gehalten, und ihr Heutigen seid euch doch vollends uneins darüber.“

Gewiss, Kenner behaupten, schon unser anerkannter Quäker-Theologe, der im Calvinismus erzogene Robert Barclay, habe unter dem Inneren Licht etwas ganz Anderes verstanden als George Fox selbst, eine nachträgliche Zutat zum sündigen Wesen des gefallenen und verlorenen Menschen anstatt eines unveräußerlichen Teils seiner selbst. Über die Wandlungen durch drei Jahrhunderte hat uns ein Seminarvortrag gut informiert. Über die heutigen Verschiedenheiten sind wir spätestens seit der letzten Weltkonferenz im Bilde, und jeder Blick in den „Quäker“, den englischen „Friend“ oder eine der amerikanischen Publikationen bestätigt sie uns. Es fragt sich, ob es sich um Vorwärtsentwicklung oder Irrweg handelt. Vielleicht lohnt es sich deshalb, in einen Spiegel zu schauen, der vor etwa 100 Jahren den Freunden in England vorgehalten wurde, um ihnen damals ihre Abweichung vom Ursprung deutlich zu machen.

### Vor 100 Jahren

In der „Times“ erschien in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine Anzeige, die einen Preis von £ 100 für die beste, von £ 50 für die zweitbeste Antwort in Aussicht stellte auf die Frage, warum die Mitgliedschaft der Gesellschaft der Freunde laufend abnähme. Da die Preisrichter sich über die Reihenfolge der beiden besten Antworten

nicht recht einigen konnten, erhöhte der unbekannte Spender auch den 2. Preis auf £ 100. Er fiel dem „Peculium“ zu, der Arbeit eines Nicht-Quäkers mit Namen Charles Hancock, der sich über den Rückgang des Quäkertums herzlich freute und den Augenblick nahe sah, da alle Freunde in den Schoß der einen Kirche zurückkehren würden. Augen des Gegners sehen – scharf hören wir, was er seinen Zeitgenossen zu sagen hatte. Vielleicht hat er auch uns damit etwas zu sagen.

Selbstverständlich fällt schon Hancock auf, wie sich die Stellung zur Kultur geändert hat, sowie zu gewissen aggressiven Formen des Zeugnisses:

„Ein gebildeter Quäker würde sich heute schämen, kein Urteil über Thackerey, Kingsley oder Dickens zu haben.“<sup>1</sup>

Darin wissen wir uns eins mit den Freunden von vor 100 Jahren. Wer von uns nicht in klassischer und zeitgenössischer Literatur zuhause ist, dem fehlt es am nötigen Interesse oder der nötigen Zeit, nicht am guten Gewissen beim Lesen. Malerei und Musik als Sünde anzusehen, erscheint uns als Eierschale, die zu Recht abgestreift wurde. Niemand würde heute daran denken oder vor 100 Jahren daran gedacht haben, sich während des Gottesdienstes in irgendeiner Kirche auf den Altar zu schwingen, um gleichnishaft einen zerschlissenen Rock zu flicken. Und wer verspräche sich schon eine religiöse Wirkung davon, nackt durch die Straßen einer Stadt zu gehen? Kino und Illustrierte sind in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts so voll von Nacktheit, dass davon keinerlei Schockwirkung mehr ausgeht. Die alte Quäkertracht wurde schon zu Hancocks Zeiten kaum noch getragen; nur wenige amerikanische Gruppen betrachten sie noch als notwendiges Zeugnis. Für die meisten von uns ist sie heute eine liebenswerte Erinnerung an die Vergangenheit, die eventuell bei einem Theaterspiel noch einen Zweck erfüllt. Aber diese Mäßigung hat auch ihre bedenkliche Seite. Hancock sagt:

„Ursprünglich waren die Quäker die Sekte, die am meisten vor den Augen der Welt war. Ihre heutige Besonderheit ist, dass sie die privateste und verborgenste aller Körperschaften ist.“<sup>2</sup>

Wie sehr wahr leider auch für uns! Wir können nicht zurück zum Überschwang der Anfänge, aber sollten wir uns nicht doch etwas mehr um gültige Formen unseres heutigen Zeugnisses bemühen? Da stand in einer Septemhernummer des „Friend“ von 1969 der humorvolle Stoßseufzer einer englischen Freundin mit dem Titel „A Queer Sect“ (eine wunderliche Sekte). Sie schildert, wie sie Bekannten, die nach dem Quäkertum fragen, Rede und Antwort zu stehen versucht und schließlich, als diese nichts begreifen, ihnen ein Schriftchen zuschickt, das ihr ausgezeichnet erscheint. Sie bekommt es mit einem Achselzucken zurück, die Empfänger können nichts damit anfangen. Sind wir hoffnungslos ungeschickt im Ausdruck, fragt sie, oder sind wir vielleicht wirklich eine wunderliche Sekte?

1) Thomas Hancock, The Peculium, London 1859, S.116.

2) Ebd., S.190.

Aber wenden wir uns vom Wie dem Was, von der Form dem Inhalt unseres Zeugnisses zu. Hancock meint, das Charakteristische, das sich seinen Zeitgenossen beim Namen „Quäker“ zuerst aufdränge, sei Philanthrop –

„ein gutherziger, freundlicher, reicher Mann, dessen Beruf es ist, Gutes zu tun.“<sup>1</sup>

Klingt uns das nicht fatal vertraut? Wenn wir das „reich“ streichen, können wir dann den Rest nicht ohne weiteres für uns übernehmen? Hancock stellt fest, die „Freunde“ seiner Zeit

„gaben den erhabenen und unmöglichen Traum eines weltweiten Quäkertums auf. Sie gaben die aufregende Aggressivität auf, die unter Führung des Geistes diesen Traum in die Tat umsetzen sollte ... Sie richteten ihre heilige Aufmerksamkeit auf die Körper der Menschen und ihre körperlichen Bedürfnisse, und so gewannen sie allmählich einen nationalen“ – inzwischen müssen wir sagen „internationalen“ – „Ruhm als Philanthropen; als ihnen klar wurde, dass sie das Jahrhundert nicht erobern konnten, dienten sie ihm.“<sup>2</sup>

Zwischen den Kriegen ist viel über dies Dilemma gesprochen worden, und man hat versucht, nach dem 2. Weltkrieg die Fehler zu vermeiden, die zuvor das Humanitäre der Quäker-Arbeit so weit in den Vordergrund geschoben hatten. Aber waren es wirklich Fehler? Ich glaube, die Deutsche Jahresversammlung würde heute nicht existieren ohne das wortlose Zeugnis der Hilfeleistungen nach dem 1. Weltkrieg. Auch der Friedensnobelpreis, den der englische „Friends Service Council“ und das „American Friends Service Committee“ 1947 gemeinsam erhielten, galt nicht nur der humanitären Tätigkeit sondern ihrem Zeugniswert. „Die Quäker wissen mehr als wir anderen von Agape“, sagte mir vor kurzem ein Pfarrer. Vielleicht hat William R. Fraser recht, wenn er meint, gemeinsames Zeugnis könnte in diesem Jahrzehnt weitgehend körperlich sein müssen: Arbeitslager, Seminare, Diskussionsgruppen, Märsche, Nachtwachen, Aktionsgruppen.<sup>3</sup> –

„Kaum jemand studierte die Heilige Schrift so tief und ehrfurchtsvoll – nur achteten sie (die frühen Freunde) den Geist noch höher.“<sup>4</sup>

So Hancock. Wir wissen um die gründliche Bibelkenntnis der ersten „Freunde“. Sie konnten sich aus im Denken ihrer Zeit und hatten lange Gespräche mit den Geistlichen aller Richtungen. Spätere Generationen erwarteten alles von der Führung des Geistes und glaubten, ihr keine besseren Bedingungen schaffen zu können als völlige Passivität und innere Leere. Leider bestätigte die Praxis keineswegs die Theorie. Sie führte nur zu oft in den Andachten zu totalem Schweigen und gähnender Langeweile, wie sie etwa in den Tagebüchern von Elizabeth Fry und ihren Schwestern zum Ausdruck kommt. Und heute sollten wir nicht vergessen, dass die sonntägliche Predigt und Schriftverlesung anderen Denominationen Kenntnisse vermittelt und erhält, die wir uns auf andere Weise beschaf-

1) Ebd., S.51.

2) Ebd., S.197/198.

3) „Friend“ Vol.128, S.116.

4) Peculium S.125.

fen müssen, wenn wir nicht zu unserem eigenen Nachteil darauf verzichten wollen. Vom Zeugnis der frühen Freunde sagt Hancock:

„Wenn wir einen frühen Quäker aufrufen könnten und ihn fragen, was das Zeugnis ist, das seiner Gesellschaft übertragen worden ist, so würde er antworten ...: ‚Wir bezeugen dies: Gott ist gekommen, sein Volk selbst zu lehren. Christus hat der Menschheit sein Licht und seinen Geist gegeben.‘“<sup>1</sup>

Er meint, seine eigenen Zeitgenossen würden auf die Frage nach dem Zeugnis mit lauter Negativen antworten – keine äußeren Formen, keine Geistlichen, keine geweihten Gebäude usw. Aber auch im Negativen dachten die frühen Freunde anders:

„Ihre negative und gegnerische Seite richtete sich ... nicht gegen bloße Übel sondern gegen Quelle und Ursprung des Bösen selbst – gegen das dunkle Prinzip des dauernden Vergessens der Gegenwart Gottes – gegen das aufrührerische Prinzip dauernden Widerstandes gegen sein bewegendes Licht und Wort – gegen die Sündigkeit der Sünde selbst ... Weil sie die Saat Christi im Menschen durch Krieg, Sklaverei oder Trunksucht unterdrückt und beleidigt sahen, zeugten sie dagegen. Denn was ist der Krieg? Ein Mensch, der dem einigenden Geiste Christi in sich selbst und dem Anruf des Bildes Christi im anderen widersteht und zum Morden läuft, getrieben durch den unchristlichen Geist des Zorns. Was ist Sklaverei? Sie macht eine Ware, ein Ding aus einem, in dem der freie Geist Christi spricht und leuchtet. Was ist Trunkenheit? Ein Mensch, der die Saat Christi in sich untergröber ... Unbeherrschtheit ersäuft, dem Willen des Geistes widersteht ... So ward die alte Quäker-Philosophie als Zeugnis gegen diese Übel ein Protest gegen ihre Wurzel ... gegen ihre Sünde und Gottlosigkeit. Aber das moderne Quäkerzeugnis richtet sich gegen die Übel selber. Die Quäker haben eine Art ererbter Pflicht zu erfüllen, einen Satz von guten Werken fortzusetzen, den Beruf des Philanthropen zu ergreifen... Aber wie machen sie das? Mit Friedenskomitees, Enthaltensvereinen, Abschaffungsgesellschaften. George Fox und die Seinen wären vorwärts marschiert und hätten den Soldaten, den Sklavenhaltern und Trunkenbolden ins Gesicht und ins Herz gepredigt. Sie hätten gesagt: ‚So spricht der Herr, dies Wort sende ich eurem Gewissen durch den Mund meiner Diener: du sollst deinen Bruder nicht hassen; du sollst deinen Bruder nicht zum Ding machen; du sollst dich nicht zum Tier erniedrigen. Du weißt, das Licht, das in dir ist, zeigt es dir.‘“<sup>2</sup>

Wir sind uns bewusst, dass sich die Lage gewandelt hat. Wir meinen, Hass und Zorn habe immer weniger Raum in technischer Kriegsführung und weiche immer mehr kühler Berechnung. Und dann sehen wir in der Wochenschau oder dem Fernsehen palästinensische Araber beim Training oder Straßenschlachten in Irland und wissen, es gibt noch

1) Ebd., S.51.

2) Ebd., S.52-57.

immer glühenden Hass, auch in der heutigen Kriegsführung. Die frühen Freunde fanden die ihnen gemäße Form für das Friedenszeugnis wie für den Protest gegen die Sozialstruktur ihrer Zeit. Wir haben für die unsere seit Jahren um beides ehrlich gerungen, denn Formen lassen sich nicht von einem Jahrhundert ins andere übernehmen, ohne ihres Inhalts entleert zu werden. Aber es mag immer einmal wieder eine Situation entstehen, in der gerade die damalige Form die einzig mögliche sein könnte. 1938 ging George Lansbury, einer der führenden Politiker der Labour Party, Pazifist und Kriegsdienstverweigerer, nahezu 80-jährig, mit Begleitung zu Adolf Hitler, um ihm die Unmenschlichkeit seiner Politik vor Augen zu stellen. Seine Mission scheiterte. Später sagte mir eine englische Freundin: „Sie haben mit Adolf Hitler diskutiert. George Fox wäre zu ihm gegangen und hätte gesagt: ‚Adolf Hitler, du tust Unrecht!‘“ Als englische Freunde sich dann anschickten, gerade dies zu tun, wurden sie von den politischen Ereignissen überrollt. Ob sie erfolgreicher gewesen wären als Lansbury? Wahrscheinlich nicht. Aber auch die Aktion der „Weißen Rose“ im Jahre 1943 blieb äußerlich erfolglos und war doch eine Ehrenrettung für die deutsche Jugend.

„Quäker zu werden, bedeutete lange Zeit, dass jeder Mann und jede Frau zum Prediger wurde“, <sup>1</sup>

sagt Hancock. Wir wissen, dass eine Zeitlang „recorded ministers“, eingetragene Prediger, in Listen geführt wurden. Wir wissen, dass George Fox gelegentlich sagte, er habe eine Versammlung durch eine lange Zeit des Schweigens nach dem Wort hungrig gemacht, ehe er ihnen eine lange und eindrucksvolle Predigt hielt. Dagegen kam es zur Zeit des Quietismus vor, dass jemand, der sich zum Wanderprediger berufen fühlte, von einer Gruppe zur anderen ging und in 30 bis 40 Versammlungen vergebens auf Regungen des Geistes wartete. Weder er noch ein anderer hatten ein Wort zu sagen. Auch unsere kleinen Gruppen krankten heute an einem Mangel an Freunden, die sich zum Sprechen in der Andacht entschließen können. Auf unseren Jahresversammlungen dagegen wird immer wieder geklagt, dass zu viel geredet werde, dass man nicht zu vertieftem, gesammeltem Schweigen komme. Ist uns das Schweigen nicht allzu sehr zum Selbstzweck geworden? Wir sind heute weithin allergisch gegen das gesprochene Wort. Wir lassen es uns in einem Vortrag gefallen, aber nicht in der Andacht. Da meinen wir, Gott nur im Schweigen begegnen zu können. Wir krausen die Stirn, wenn einer von uns schlichte Gedanken äußert, die ihm beim Weg durch den Park, beim Anblick blühender Bäume oder huschender Junghasen gekommen sind. Sind nicht Denk- und Beobachtungsfähigkeit auch Gaben des Schöpfers? Haben wir ganz die Kunst jenes Indianers verlernt, der, obwohl ohne englische Sprachkenntnisse, doch gern darauf hörte, „wo die Worte herkamen“? Ich glaube, wir sollten unbefangener sein. Wir glauben nicht mehr an die Entstehung der Bibel aus Verbalinspiration - da können wir sie nicht gut für unsere Andachten erwarten. Es liegt mir fern, eine Lanze brechen zu wollen für verantwortungsloses Gerede. Aber ich fürchte, es bleibt unter uns so manches Wort ungesagt, das, wenn ausgesprochen, allen hilfreich sein könnte.

1) Ebd., S.119.

## Kirche oder Teil der Kirche?

Den wichtigsten Unterschied zwischen frühem und späterem Quäkertum sah Hancock im Selbstverständnis der Freunde:

„Die frühen Freunde sagten, das Quäkertum sei **die** Kirche. Moderne Freunde sagen, es ist ein Teil der Kirche ... 1658 lebte kein Quäker, der das Quäkertum nicht für die einzig wahre Kirche des lebendigen Gottes hielt. 1858 lebt kein Quäker, der das glaubt.“<sup>1</sup>

Für weitaus die meisten Freunde ist das Quäkertum auch heute ein Teil der Kirche. Manche erwägen, wie Harold Loukes, ernsthaft die Möglichkeit, es könne in absehbarer Zeit sich wieder mit den organisierten Kirchen vereinen, und so mancher Freund arbeitet mit in der Ökumene oder der Bewegung für Einheit des Christentums. Aber es gibt auch andere, die wie der Amerikaner Lewis Benson, auch heute noch überzeugt sind, dass das Quäkertum auf völlig anderem Boden stehe, aus ganz anderer Wurzel gewachsen sei als die etablierten Kirchen.

## Strömungen im Quäkertum und ihre Gefahren

Wir sind gewöhnt, die Anfänge des Quäkertums als Zeit der Mystik zu betrachten, aus dem sich dann Quietismus und evangelische Phase im Laufe der Zeit entwickelt haben; die verschiedenen Richtungen sehen wir heute noch vertreten, besonders im amerikanischen Quäkertum. Benson grenzt anders ab, er unterscheidet in unserer Zeit mystisches, liberales, evangelisches und humanitäres Quäkertum. Das Welt-Quäkertum hat demnach nicht einen Mittelpunkt sondern deren vier, es fließt in vier verschiedenen Kanälen, hat verschiedene Traditionen, und ihre Sprache hat sich so weit auseinander entwickelt, dass eine Verständigung kaum noch möglich scheint.

Dem gegenüber war das ursprüngliche Quäkertum (Benson nennt es katholisch) Kirche der Nachfolge mit Jesus Christus im Mittelpunkt. Es beruhte auf dem Verhältnis des Jüngers zum Meister, das im Horchen und Gehorchen Gemeinschaft zwischen den Jüngern entstehen ließ. Es war als Kirche der Nachfolge auch mystisch, auch frei von Dogmen und Bekenntnissen, auch ans Evangelium gebunden, auch humanitär, aber es war nicht eins davon auf Kosten der anderen. Es war umfassend und prophetisch.

Was ist falsch an der Überbetonung einzelner Merkmale? Und wie weit ist das deutsche Quäkertum davon betroffen? Ich glaube, was unsere kleine deutsche Jahresversammlung in humanitärer Hinsicht zu leisten vermag, hält sich in gesundem Zusammenhang des Ganzen. Die evangelische Ausprägung, wie sie sich in Amerika entwickelt hat, gibt es bei uns nicht. Fast alle unsere Mitglieder haben die Kirche verlassen, in die sie einst hineingeboren wurden, weil ihnen diese Erscheinungsform des Christentums nicht genügte. Anders steht es mit der liberalen Richtung. Gerade weil uns die Enge des kirch-

1) Ebd., S.6u.7.



lichen Raumes nicht mehr ertragbar, keines ihrer üblichen Glaubensbekenntnisse mehr mitsprechbar waren, haben wir die Begegnung mit den Freunden als Befreiung erfahren. Besonders der Intellektuelle, meint Benson, legt Wert auf Ellbogenraum, um sich in allen möglichen Richtungen geistig bewegen zu dürfen, und es stört ihn in keiner Weise, wenn andere sich in vielleicht ganz entgegengesetzten Richtungen munter tummeln. Sein Individualismus ist „mild religiös und wild tolerant“.<sup>1</sup>

Aber wo bleibt dabei die Überzeugung der frühen Freunde, dass der göttliche Lehrer **alle** in die Wahrheit führen werde, und dass die Wahrheit **eine** sei? Ohne diese grundlegende Überzeugung ist unsere Gepflogenheit, Entschlüsse nur einstimmig zu fassen, doch völlig sinnlos. Und aus einer Gruppe von lauter Individualisten entsteht keine Gemeinschaft, wie sie unter den frühen Freunden wuchs.

Also kommen wir doch zurück auf das mystische Element als den Kernpunkt des Quäkertums? Die Mystik weiß um ewige Wahrheit. Das mystische Erlebnis ist ähnlich über die Zeiten hin, ähnlich in Ost und West. Die Mystik ist universal, alle großen Weltreligionen haben mystische Elemente. Mystiker vieler Schattierungen verstehen einander, sie sprechen, wenn sie reden, weitgehend die gleiche Sprache. Mystik ist gemeinschaftsbildend; nicht von ungefähr werden Brücken geschlagen vom Quäkertum zum mystischen Element in anderen Religionen, etwa dem Zen-Buddhismus oder dem Hinduismus. Wir erinnern uns an Douglas Steeres eindrucksvolle Vorlesung vor zwei Jahren. Mystische Erfahrung gibt es heute wie je. Paul Claudel bezeugt sie unter anderen, und der Franzose Andre Frossard in seinem vor kurzem in deutscher Übersetzung erschienenen Buche „Gott existiert. Ich bin ihm begegnet.“ Warum also Warnungszeichen aufrichten an diesem Wege?

### Gefahren der Mystik

Mystische Erfahrung allein ist noch nicht richtungweisend für das Leben. Die ersten Freunde wollten in dem Geiste leben, der die Ursachen aller Kriege hinwegnimmt – der große Mystiker Bernhard von Clairvaux feuerte die Massen an zur Teilnahme am 1. Kreuzzug und wurde so mitschuldig am Tode unzähliger Menschen.

In den zwanziger Jahren wurde das Buch des Dänen Jens Anker Larsen „Der Stein der Weisen“ viel gelesen. Es berichtet von einem Knaben, der die Möglichkeit der Versenkung selbständig und ohne Anleitung als das ihm Gemäße und Natürliche entdeckt. Er steigt dazu in die Zweige eines Fliederbusches, die ihn den Blicken der Umwelt entziehen und vor Störungen schützen. Eines Tages sieht ihn beim Heraussteigen ein Erwachsener, der über die nötige Kenntnis und Einsicht verfügt, und fragt überrascht: „Seit wann kannst du das?“ „Immer schon“, lautet die Antwort. Der Leser erwartet, dass aus diesem Kinde etwas ganz Besonderes werden muss. Aber der Heranwachsende lebt so sehr nur im „Anderen“, dass er für den Alltag untauglich wird. Schließlich schreibt er halb unbewusst auf einen Zettel:

1) Lewis Benson: Catholic Quakerism, 1966. S.3

„Ich habe zu lange im Garten Gottes gespielt, nun ist es mir verwehrt, darin zu arbeiten.“

Es werden aus der quietistischen Zeit erstaunliche Erlebnisse göttlicher Eingebung berichtet, wie etwa das von der Predigt im scheinbar leeren Holzfällerlager, die eines Menschen Leben grundlegend änderte. Aber waren solche Erfahrungen immer den Preis wert, der zuweilen dafür gezahlt wurde? Eine buddhistische Legende berichtet von einem Manne, der sechs Jahre lang am Ufer eines Flusses in Versenkung verharrete, bis er imstande war, übers Wasser zu gehen. Als Buddha einmal des Weges kam, berichtete ihm der Mann freudig von seinem Erfolg. Der Buddha fragte freundlich: „Wäre es nicht schneller gewesen, die Fähre zu benutzen, die unweit dieser Stelle täglich mehrmals den Fluss überquert?“

Wir begegnen dem Göttlichen nicht nur in der Versenkung, nicht nur im Außerordentlichen, sondern, wenn Augen und Ohren offen sind, ständig im Laufe des Alltags. Mir war für mein eigenes Leben richtunggebend, was Martin Buber einmal über seine ekstatischen Erlebnisse berichtet:

„In jungen Jahren war mir das ‚Religiöse‘ die Ausnahme. Es gab Stunden, die aus dem Gang der Dinge herausgenommen wurden. Die feste Schale des Alltags wurde irgendwie durchlöchert. Da versagte die zuverlässige Stetigkeit der Erscheinungen, der Überfall, der geschah, sprengte das Gesetz. Die ‚religiöse Erfahrung‘ war die Erfahrung einer Anderheit, die in den Zusammenhang des Lebens nicht einstand. Das konnte mit etwas Geläufigem beginnen, mit der Betrachtung irgend eines vertrauten Gegenstandes, der dann unversehens heimlich und unheimlich wurde, zuletzt durchsichtig in die Finsternis des Geheimnisses selbst mit ihren zuckenden Blitzen. Doch konnte auch ganz unvermittelt die Zeit zerreißen, – erst der feste Weltbau, danach die noch festere Selbstgewissheit versprühte, und man, das wesenlose Man, das man eben nur noch war, das man nicht mehr wusste, wurde der Fülle ausgeliefert. Das ‚Religiöse‘ hob einen heraus. Drüben war nun die gewohnte Existenz mit ihren Geschäften, hier aber waltete Andacht, Erleuchtung, Verzückung, zeitlos, folgelos. Das eigene Dasein umschloss ein Dies- und ein Jenseits, und es gab keine andere Brücke als jeweils den faktischen Augenblick des Übergangs. Die Unrechtmäßigkeit einer solchen Aufteilung des auf Tod und Ewigkeit zuströmenden Zeitlebens, das sich ihnen gegenüber nicht anders erfüllen kann, als wenn es eben seine Zeitlichkeit erfüllt, ist mir durch ein Ereignis des Alltags aufgegangen, ein richtendes Ereignis, richtend mit jenem Spruch geschlossener Lippen und unbewegten Blicks, wie ihn der gängige Gang der Dinge zu fällen beliebt.“

Buber berichtet dann, wie ihn nach einem Morgen solcher Entrückung ein junger unbekannter Mann besuchte, dem er Rede und Antwort stand wie vielen vor ihm, aber diesmal, ohne mit der Seele dabei zu sein.

„Ich unterhielt mich mit ihm aufmerksam und freimütig, und unterließ nur, die Fragen zu erraten, die er nicht stellte.“

Dass es dem Jungen nicht um Konversation ging sondern um Entscheidung, erfuhr Buber erst nach dessen Tode von seinem Freund.

„Seither habe ich jenes ‚Religiöse‘, das Ausnahme ist, aufgegeben, oder es hat mich aufgegeben. Ich besitze nichts mehr als den Alltag, aus dem ich nie genommen werde. Das Geheimnis tut sich nicht mehr auf, es hat sich entzogen, oder es hat hier Wohnung genommen, wo sich alles begibt, wie es sich begibt. Ich kenne keine Fülle mehr als die Fülle jeder sterblichen Stunde an Anspruch und Verantwortung. Weit entfernt ihr gewachsen zu sein, weiß ich doch, dass ich im Anspruch angesprochen werde und in der Verantwortung antworten darf, und weiß, wer spricht und Antwort heischt ... Wenn das Religion ist, so ist sie einfach alles, das schlichte gelebte Alles in seiner Möglichkeit der Zwiesprache, die ganze Verbundenheit.“<sup>1</sup>

Sollte uns, die wir vom Sakrament des Alltags sprechen, das fremd sein? Auf gleicher Ebene scheint mir zu liegen, was Bischof Robinson über seine Erfahrungen mit dem Gebet sagt:

„Der Augenblick der Offenbarung ist nach meiner Erfahrung genau der Moment, in dem wir der Welt begegnen und uns in ihr bedingungslos engagieren ... Ich muss bekennen, dass ich persönlich Entscheidungen nicht dann fällen konnte, wenn ich mich zurückzog und ihnen den Rücken kehrte, sondern wenn ich alle Für und Wider durchdachte und durchlitt, oft auch zusammen mit anderen Menschen. Dieses Tun, das Christen im Vertrauen auf Gott und in der Erwartung seiner Gegenwart entfalten, scheint mir das wahre Gebet zu sein ... Ich habe ... erlebt, dass ich für andere Menschen gerade dann wirklich bete und für sie vor Gott eintrete, wenn ich ihnen begegne und mich ihnen ganz preisgebe ... Erst hinterher spüre ich, dass ich mich zurückziehen muss, um gleichsam die auf dem Berge empfangene Offenbarung im Gehorsam niederzuschreiben.“<sup>2</sup>

## Mystik als Gefahr heute?

Es könnte uns fraglich erscheinen, ob unser nüchternes technisches Jahrhundert wirklich noch Raum hat für mystische Erfahrung, ob ernstlich Gefahr besteht, dass der Mensch, dass die Jugend sich ins Mystische verlieren könnte. Ich weiß zu wenig von Beatles und Hippies, als dass ich wagen dürfte, es definitiv zu behaupten, aber es scheint mir ein mystisches Element darin zu stecken. Gerade gegen Technik und Nüchternheit wird Protest erhoben. Wie nah ist der Haschischrausch dem mystischen Erlebnis? Kann man es sich auf unlautere Art erschleichen? Ist es so begehrenswert, dass das Erschleichen lohnt? Ist es Zufall, dass nur die so genannten Pfingstkirchen mit ihrem religiösen Rausch imstande scheinen, Süchtige zu retten?

1) Dichterglaube, Eckart-Verlag Berlin-Steglitz 1931, S.52-53.

2) John A.T. Robinson, Gott ist anders, Chr.Kaiser München 1966, S.101,103.

Aldous Huxley, der uns die Höllenvision der Technokratie, die „Brave New World“ (Schöne Neue Welt) bescherte, schildert in seinem letzten zaubernden Werk „Island“ ein utopisches Insel-Paradies und versucht dabei, das Beste von Ost und West auf buddhistisch-mystischer Grundlage zusammenzufassen. Bei ihm finden wir ebenfalls die Idee der Bewusstseinsweiterung durch Drogen, allerdings nach sorgfältiger geistiger Vorbereitung, die Süchtigkeit ausschließen soll. Von der Außenwelt ist die Insel Pala sorgfältig abgeschirmt, und als die Schranke durchbrochen wird, muss der schöne Traum folgerichtig untergehen.

Auch aus Hermann Hesses Pädagogischer Provinz zieht sich der Held des Glasperlenspiels schließlich, der Maya und ihrer Trugbilder müde, ins Nirwana zurück. Mystik wendet sich an die Wenigen, die Elitemenschen, denen sie einen Weg weist zur persönlichen Überwindung der Welt. Die frühen Freunde aber zogen sich nicht aus der Welt zurück sondern schickten sich an, sie zu erobern. George Fox wendete sich an alle. Er sah eine unübersehbare Menschenmenge, die es galt, für den Herrn einzusammeln.

Von den Großen unserer Zeit scheint mir Teilhard de Chardin den ersten Freunden am nächsten zu stehen. In einer großartigen visionären Schau schließt er alles ein, Materie und Geist, in Entwicklung und Bewegung begriffen seit Milliarden von Jahren, für Milliarden von Jahren, hin zum Punkt Omega der letzten Zukunft. Auch für ihn heißt das bewegende Prinzip von Anbeginn Christus, und das endliche Ziel Christus alles in allem.

## Religion und Alltag

Noch am Anfang dieses Jahrhunderts seufzten die Pfarrer im Friesischen unter den Folgen der Erweckungsbewegung, die 100 Jahre vorher von dem Franzosen Labadie ausgegangen war. Es wurde seitdem im Lande der „Spökenkieker“ als notwendige Vorbedingung zum Abendmahl angesehen, ein mystisches Erlebnis berichten zu können. Aber Menschen sind verschieden veranlagt, und so stand denn so mancher Bauer vor der Kirchentür in vermeintlicher Ausgeschlossenheit, und die Tränen liefen ihm übers Gesicht. Dem Pfarrer gelang es nur selten, seine Gemeindeglieder davon zu überzeugen, dass Gottes Tisch für alle gedeckt ist.

„Besondere Erfahrungen der Offenbarung oder Führung brauchen nicht unbedingt Zeichen tiefer Geistigkeit zu sein“, meint William Littleboy dazu, einer der ersten Hausväter von Woodbrooke, dem englischen Ouäker-College. „Ein Donnerschlag kann nötig sein, um einen unaufmerksamen oder schläfrigen Menschen zu wecken; aber der kindliche Geist lernt göttliche Führung in den Alltäglichkeiten eines ereignislosen Lebens erkennen.“<sup>1</sup>

1) William Littleboy, The Appeal of Ouakerism to the Non-Mystic, Friends Home Service Committee 1964, S.13.

Littleboy, der neben dem ersten Studiendirektor, dem Charismatiker Rendel Harris, sich wohl selbst manchmal ein bisschen schwerfällig und prosaisch vorgekommen sein mag, hatte besonderes Verständnis für schlichte Menschen, deren inneres Leben in ruhigen Bahnen ohne große Höhen und Tiefen verlief. Für sie entstand sein Schriftchen „The Appeal of Quakerism to the Non-Mystic“ (Die Botschaft des Quäkertums für den Nicht-Mystiker). Er meint, Gott brauche die verschiedensten Typen für die Harmonie der Welt, den Mystiker nicht weniger als den Nicht-Mystiker.

Aber

„Es ist unvermeidlich, dass die meisten unserer Lehrer – Menschen, die uns Dienst tun am gesprochenen und geschriebenen Wort – solche sind, die aus der Fülle bewusster Erfahrung sprechen. Sie ‚reden von dem was sie wissen, und zeugen von dem, was sie gesehen haben‘. Die Tatsache, dass eines Menschen innerer geistlicher Weg farblos und unauffällig ist, macht es von vornherein unwahrscheinlich, dass er sich zum Propheten berufen fühlt. Er denkt – und das kann ganz falsch sein – dass er nichts weiterzugeben hätte. Er ist nie wie Paulus in den 3. Himmel gehoben worden, noch kann er mit Bernhard von Clairvaux sagen:

„Jesus, an dich zu denken schon allein  
füllt mir die Brust mit süßem Schein.“

Und so schweigt er. Aber das heißt, dass die meisten derer, von denen wir Belehrung erwarten, zu einer Minderheit gehören, die wenig weiß von der geistigen Atmosphäre, in der die meisten von uns leben und sich bewegen, dass sie dauernd mit ihrer Lehre bei den Hörern einen Erfahrungstyp voraussetzen, den diese nicht haben, und dass sie, ohne es sich träumen zu lassen, ein zartes Gewisses verletzen könnten, indem sie häufig als wesentlich im wahren Christenleben Erfahrung voraussetzen, wie sie ihnen zufiel, und damit manche Arme im Geiste aus dem Himmelreich ausschließen, für die, wie wir glauben dürfen im Vertrauen auf ihn, der nie missversteht, seine Türen weit offen stehen ... Christsein besteht nicht im Gefühl sondern in der Nachfolge, nicht in der Ekstase sondern im Gehorsam. Und der Beweis der Liebe ist nicht Anbetung sondern Tat.“<sup>1</sup>

Auch Duncan Fairn, der jahrelang im Gefängniswesen und bei der Ausbildung von Gefängnis- und Fürsorge-Beamten tätig war, geht es in seiner Swarthmore-Lecture aus dem Jahre 1951 vorwiegend um die Bedeutung des Quäkertums für normale Alltagsmenschen. Schließlich sind es diese, aus denen sich die Bevölkerung unserer wunderlichen Welt vor allem zusammensetzt. Chesterton sagt einmal, wenn man eine Bibliothek katalogisiert oder das Sonnensystem erforscht haben will oder irgend einer ähnlichen Kleinigkeit bedarf, dann benutzt man Spezialisten dafür. Aber wenn etwas wirklich Ernsthaftes geschehen soll wie in einer Gerichtsverhandlung, dann nimmt man dazu zwölf Alltagsmenschen,

1) I.c. S.5-6, 8.

die gerade herumstehen. Und so machte es der Gründer des Christentums ja wohl auch. „Unsere Erfahrung ist, dass der Wille Gottes sich durch die normalen Fähigkeiten normaler Menschen in den gewöhnlichen Dingen des täglichen Lebens manifestieren kann“, sagt Duncan Fairn.<sup>1</sup>

## Theologie

Zu den normalen Fähigkeiten normaler Menschen gehört auch das Denken. Wer von Natur so denkfaul ist wie ich und so geneigt, aus dem Gefühl heraus zu leben, muss sich lebenslänglich immer wieder zu dieser Pflichtübung ermuntern. Deshalb habe ich mich immer wieder einmal dazu entschließen müssen, mich auch mit theologischen Fragen auseinanderzusetzen.

Wie sagt doch der alte Lehrer von Carl Ludwig Schleich, von dem er in „Besonnte Vergangenheit“ berichtet?

„Je, da seh ich welche, die wollen – Theologie ... ach! Du lieber Gott! Je, lachen Sie nicht, die Stunde sie kommt, der Zweifel, der Rabe hackt ins Genick, bohrt, beißt, man weiß nicht aus noch ein; die Welt, das Schlechte scheinbar belohnt, das Gute an die Wand gedrückt, der Brave übersehen! Spott! Kein Glaube ... Martyrium! Mein hässliches Beileid!“<sup>2</sup>

Es ist in unserem Kreise gelegentlich geäußert worden, das Quäkertum habe außer Robert Barclay keinen einzigen großen Theologen hervorgebracht. Ich stelle das Wort der englischen religiösen Schriftstellerin Evelyn Underhill daneben, die einmal bedauernd sagte, das Quäkertum habe keinen einzigen großen Mystiker hervorgebracht. Vielleicht ist beides nicht seines Amtes? Aber ich möchte Douglas Steere recht geben, der in einem Bericht über die Lambeth-Konferenz sagte:

„Jeder Quäker ist ein unbewusster Theologe. Vielleicht wäre es viel besser, wenn man ihn dazu bringen könnte, die Tatsache anzuerkennen und ... seine besten Einsichten und tiefsten religiösen Erfahrungen mit seiner übrigen Weltanschauung zu verbinden.“<sup>3</sup>

Während der Tagung der Europäischen und Nahost-Sektion des Weltkomitees in Birmingham im Sommer 1969 hat sich ein Jungfreund erkundigt, warum die Freunde eigentlich solch ängstliche Ablehnung der Theologie gegenüber an den Tag legen, und im gleichen Jahrgang des „Friend“ fragt R. St. Thompson:

„Eine der wichtigsten Aufgaben für die Religion ist es heute, rein und scharf herauszuarbeiten, was es bedeutet, an Gott zu glauben inmitten der Erfahrung aus erster Hand der heutigen säkularen Welt ... Was Not tut, ist eine völlig neue Lehre von Gott ... ist es unsere traditionelle Abneigung

1) Duncan Fairn, Quakerism: A Faith for Ordinary Men, Swarthmore Lecture Pamphlet, London 1966, S.28.

2) C.L. Schleich, Besonnte Vergangenheit, Rowohlt, Berlin 1924, S.100-101.

3) Zitiert im „Friend“, Vol.127, S.1014.

gegen die Theologie, die uns hindert, in der vordersten Frontlinie dieser Arbeit zu stehen?“<sup>1</sup>

Es ist heute viel die Rede vom verborgenen, vom toten Gott. Ich möchte wohl wissen, ob Gott heute verborgener ist als eh und je. Ich glaube, es waren immer nur wenige, für die er aus der Verborgenheit trat. Nur war man in früherer Zeit wohl bereiter, dem Wort dieser wenigen zu glauben und sich in ihre Erfahrungen mit hineinnehmen zu lassen. Es hat auch unserem Jahrhundert wahrlich nicht an begnadeten Menschen gefehlt – wir haben einen Gandhi, Albert Schweitzer, Martin Luther King als Zeitgenossen gehabt, die im Gehorsam vor Gott standen. Vor mir liegt die Tagebucheintragung eines jungen Menschen unserer Zeit, die mich an die Aufzeichnungen früherer Freunde erinnert:

„Als ich sie erwartete, wusste ich, dass Gott zu mir kam und begriff, dass ich nicht wert war, ihm zu begeben. Es schien wie ein Traum, aber es wurde eine Offenbarung. Und nachdem sie fort war, blieb Gott noch bei mir, fühlbar in innerer Ruhe und Stille, als liebende Haltung gegen jeden. Aber Mangel an Glauben und Selbstdisziplin nahm das Wunder fort und ließ mich der Situation alltäglicher Mühen und Müdigkeit gegenüber ziemlich hilflos zurück. Aber hin und wieder verwandelt ein Schimmer der ewigen Wahrheit, die ich erfahren habe, das Leben und macht mich der Wirklichkeit bewusst, die als Liebe erkannt wird. Es geschieht nicht durch angestrengtes Bemühen sondern durch rückhaltlosen Gehorsam. Und die Folge ist die innere Ruhe und Einheit, die ewiges Leben selber ist.“

„Als ich kam, spürte ich die Gegenwart und Macht des Höchsten unter ihnen, und Worte der Wahrheit aus dem Geist der Wahrheit griffen mir an Herz und Gewissen, und taten mein Inneres auf wie in der Gegenwart des Herrn.“<sup>2</sup>

schreibt Penington. Es kommt nicht auf die Größe der Gruppe an. „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen ...“

### Wandlung der Gottesvorstellung

Nein – es fehlt auch unserer Zeit nicht an Gottesbegegnung. Fremd geworden ist uns, glaube ich, „der ew'ge Gott, der uns hilft aus aller Not“. So hat die Jugendbewegung nach dem 1. Weltkrieg noch fröhlich und unbeschwert gesungen. Inzwischen haben wir allzu sehr erlebt, wie entsetzlich es ist, wenn „tausend fallen zu meiner Rechten und 10 000 zu meiner Linken“, und es mich selbst nicht trifft. Ich denke oft daran, wie jüdische Freunde, denen wir Asyl anboten, als die Deportation herannahte, ruhig den Kopf schüttelten und sagten: „Man löst sich nicht aus seiner Schicksalsgemeinschaft.“

Nicht die Erfahrung, wohl aber die Vorstellung, das Gottesbild hat sich gewandelt in diesem Jahrhundert, so sehr, dass man von einer neuen Reformation spricht. Nachdem das Weltbild früherer Zeiten Gott in Himmelshöhen sah, redet Tillich von der Dimension der Tiefe. Martin Buber stellt die dialogische Verbindung in den Mittelpunkt; er redet lieber

mit als über Gott. Das Judentum war weise, Bildnis und Gleichnis zu verbieten – nur ist es der menschlichen Sprache unmöglich, anders als in Bildern und Gleichnissen das zu denken, von dem zu reden, was so weit über unser menschliches Fassungsvermögen hinausgeht. Wenn die Evangelien Jesus „unser Vater“ sagen lassen, so ist das ja auch ein Bild, ein voll berechtigtes, wenn wir das Anbeten in Geist und Wahrheit nicht davon ablösen. Wenn es uns heute schwer wird, Gott personal zu denken, sollten wir die Tatsache sehr ernst nehmen, dass ein Mann wie C.G.Jung auf die Frage, ob er an einen persönlichen Gott glaube, zur Antwort gab: „Nein, ich glaube nicht an ihn. Denn ich kenne ihn.“

„In Kategorien der Persönlichkeit zu denken, heißt in den höchsten Kategorien denken, die wir kennen“, sagt Duncan Fairn. „Gott kann nicht weniger als personal sein, wie viel mehr er auch sein mag.“<sup>1</sup>

### Dietrich Bonhoeffers Erbe

Nicht von ungefähr kommen die ersten tastenden Versuche, Gott nicht als Retter aus der Not zu sehen, anders von ihm zu sprechen, aus einer Gefängniszelle. Dietrich Bonhoeffers Briefe sind kein philosophisches System, keine durchdachte theologische Lehre, sondern der Versuch, schicksalhaft Bruchstück geblieben, eigene Erfahrung zu durchdenken und in Worte zu kleiden – Worte, die so paradox sind, zum Teil vom üblichen Sprachgebrauch so stark abweichen, dass uns nichts übrigbleibt als das Angedeutete weiterzudenken. Was versteht er unter „religionslosem Christentum“?

„Was mich unablässig bewegt, ist die Frage, was das Christentum oder auch wer Christus heute für uns eigentlich ist. Die Zeit, in der man alles den Menschen durch Worte – seien es theologische oder fromme Worte – sagen konnte, ist vorüber; ebenso die Zeit der Innerlichkeit und des Gewissens, und das heißt eben, die Zeit der Religion überhaupt. Wir gehen einer völlig religionslosen Zeit entgegen; die Menschen können einfach, so wie sie nun einmal sind, nicht mehr religiös sein ... Wie sprechen wir ‚weltlich‘ von ‚Gott‘, wie sind wir ‚religionslos-weltlich‘ Christen, wie sind wir Ekklesia, Herausgerufene, ohne uns religiös als Bevorzugte zu verstehen, sondern vielmehr ganz als zur Welt gehörig? Christus ist dann nicht mehr Gegenstand der Religion, sondern etwas ganz anderes, wirklich Herr der Welt.“<sup>2</sup>

Ob George Fox das nicht verstanden hätte, der da sagte, dass Christus die Grundlagen aller falschen Religionen, Wege, Gottesdienste, Kirchen und Lehrer erschüttert und ihre Säulen wanken lässt, oder Penington, der von einer Frömmigkeit außerhalb der Kraft spricht? Erfrischend ist mir persönlich Bonhoeffers Abneigung gegen fromme Worte:

„Während ich mich den Religiösen gegenüber oft scheue, den Namen Gottes zu nennen – weil er mir hier irgendwie falsch zu klingen scheint und ich mir selbst etwas unehrlich vorkomme (besonders schlimm ist es, wenn die anderen in religiöser Terminologie zu reden anfangen, dann ver-

1) „Freund“, Vol.127, S.1014.

2) Zitiert im „Freund“, Vol.127, S.1180.

1) Duncan Fairn, Ebd., S.26.

2) D. Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung. Chr.Kaiser, München 1959, S.178; 180.

stumme ich fast völlig und es wird mir irgendwie schwül und unbehaglich) – kann ich den Religionslosen gegenüber gelegentlich ganz ruhig und wie selbstverständlich Gott nennen ... Die mündige Welt ist gottloser und darum vielleicht gerade Gott näher als die unmündige Welt.“<sup>1</sup>

Wenn Bonhoeffer auch glaubt, als mündiger Mensch das Leben auf dieser Erde ohne Gott bewältigen zu sollen, so kann er doch andererseits sagen:

„Von guten Mächten wunderbar geborgen,  
erwarten wir getrost, was kommen mag.  
Gott ist bei uns am Abend wie am Morgen  
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“

Es ist seltsam, wie stark die Impulse gerade von ihm aus in die angelsächsische Welt gegangen sind. Weil er seine Worte mit dem Tode besiegelt hat – Sieg im Untergang? Oder weil er Heraufdämmerndes ahnte? Romain Rolland sagt einmal von einem Kriegsgegner im 1. Weltkrieg:

„Wer selbst nicht im Glück lebt, schafft es doch den anderen ... und weiß nicht darum; denn die anderen sehen schon das Licht auf seiner Stirn, indes seine Augen noch im Schatten sind.“<sup>2</sup>

Bonhoeffer weiß nichts vom Tode Gottes. Dieser wird erst in amerikanischer Theologie gedacht. Auch für diese „radikale“ Theologie stecken die Wurzeln in Deutschland. Schon vor Nietzsches „fröhlichem Menschen“ brachte Jean Paul seine Vision einer Welt ohne Gott im „Siebenkäs“. Er schildert sie als Traum, der ihn mit Grauen und Entsetzen erfüllt. Bei William Hamilton ist davon nur noch eine leise Traurigkeit geblieben (wenigstens in den ersten Büchern, ich kenne seine späteren Schriften nicht); van Buren entwickelt seine Philosophie ohne jede Gefühlsbetonung, und Altizer verkündet den Tod Gottes als „Frohe Botschaft“. Ihnen allen gemeinsam, von Jean Paul bis Dorothee Sölle, unserer deutschen Vertreterin radikaler Theologie, ist die Stellung Jesu Christi im Mittelpunkt, mit dem Unterschied, dass Jean Paul und Altizer von Christus reden, Hamilton und van Buren von Jesus, Dorothee Sölle von Jesus Christus.

Die frühen Freunde sprachen selbstverständlich und unbefangen von Jesus Christus, 150 Jahre Leben-Jesu-Forschung lagen noch in der Zukunft. Wilhelm Mensching, den einige von uns als den besten deutschen Quäker betrachteten, obwohl er nie Mitglied der Deutschen Jahresversammlung war, bezeichnete sich als Jesus-Freund. Und das heutige Quäkertum?

Als uns vor einem halben Jahrhundert die ersten angelsächsischen Freunde auf dem Kontinent begegneten, blickten wir mit leisem Neid auf diese Menschen, die so viel problemloser als wir, so viel sicherer im Tun zu ruhen schienen. Ein klassisches Beispiel dafür war uns der Brief einer Amerikanerin aus dem Jahre 1920, der in den dreißiger Jahren

1) Bonhoeffer, Ebd., S.181, 246.

2) Romain Rolland, Clérambault, Rütten u. Loening, Frankfurt 1922, S.226.

nochmals im „Quäker“ abgedruckt wurde. Carolina M. Wood schreibt in ihrem originalen Deutsch:

„Liebe Freundin, ... Sie stellen mich vor eine sehr schwere Frage, wenn Sie über den Glauben der Quäker an das Dogma etwas hören möchten. Meistens interessieren sich die Quäker nicht sehr für Dogma; wir möchten lieber nicht zurückschauen sondern voraus. In unserem täglichen Leben finden wir sehr bedeutende Fragen, die fast unmöglich zu verstehen sind. Von diesen möchten wir eine Erlösung finden, deshalb haben wir wenig Zeit, uns mit den schweren historischen Fragen zu beschäftigen. In der Bibel finden wir sehr vieles, was für uns den höchsten Wert hat und was wir verstehen können. Das nehmen wir gern an und möchten es mit aller Kraft ausführen. Wir glauben, dass Gott auch zu uns spricht, und wie er vorher zu Jesaias und anderen gesprochen hat, so spricht er auch in unserer Seele. Wir möchten diese Boten auch für heilig annehmen: Wir gehen auch meistens nicht nach dem Buchstaben; wir möchten vielmehr den Geist verstehen, was dahinter liegt, und wir möchten in diesem Geist heute noch leben. Es ist uns interessant, was die Menschen früher von ‚Jungfraugeburt‘ geglaubt haben, aber wir möchten heute, dass alle Kinder von reiner Geburt sein sollen und das höchste geistige Leben besitzen. – Mir persönlich ist die Geschichte von der Auferstehung Christi sehr interessant, aber ich glaube, dass das, was überhaupt geistig ist, ewig bleibt. Ich glaube, was gut ist, kann nicht verloren gehen. So arbeite ich voller Freude für das, was gut ist. – Was die Himmelfahrt anlangt, so möchte ich, dass alle für den Himmel bereit werden. Hin und wieder fragen mich Leute über das Problem von dem Übel. Ich muss immer sagen: Das interessiert mich nicht so sehr; ich interessiere mich am meisten für das Problem des Guten. Ich fühle auch in mir selbst das Böse, aber das Wunder ist – das möchte ich besonders betonen – dass in meinem Herzen und in den Herzen der anderen immer etwas Gutes und Göttliches und Geistiges lebt, und ich möchte, dass dies noch stärker und wirksamer werde. Der bedeutendste Punkt für Quäker ist dieser Glaube an das Innere Licht, das in allen Menschen ist und dem wir folgen möchten. Dieses Göttliche findet sich in allen Menschen, schwarzen, gelben und weißen. Die Liebe ist die Macht, die wirklich herrschend ist. Wir möchten diese Gewalt der Liebe verstehen und unser Leben danach einrichten. Ich weiß nicht, ob ich mich mit diesen Worten verständlich gemacht habe. Die Quäker sind überhaupt sehr einfache Leute. Sie möchten nach der Bergpredigt leben und als Christen in dieser Welt sein. Wir sind nicht sehr philosophisch; dieses christliche Leben finden wir so anstrengend, dass wir nicht viel Zeit übrig haben.“<sup>1</sup>

Heute wird, so viel ich sehe, auch im englischen und amerikanischen Quäkertum nicht weniger um letzte Einsichten gerungen als bei uns. Davon zeugt unter anderem die vorjährige Swarthmore Lecture, und auch die amerikanische Zeitschrift „Quaker Religious Thought“ (Das religiöse Denken der Quäker) lässt nichts an tiefeschürfenden Gedanken

1) Der Quäker, Leonhard Friedrich, Pymont 1936, S.272-273.

vermissen. Nachdem Hugh Doncaster während einer Sitzung des Meetings for Sufferings (der englischen Executive) zu einer Neubesinnung auf die gemeinsamen Grundlagen unseres Glaubens aufgerufen hatte, meldeten sich im „Friend“ mancherlei Stimmen dafür und dagegen zum Wort. Beatrice Saxon Snell versuchte zusammenzufassen, was ihr im Jahre 1969 als gemeinsame Glaubensgrundlage des Quäkertums erschien, und fährt dann fort:

„Darüber hinaus predigen einige den gekreuzigten Christus, einige nehmen den Menschen Jesus als Führer und Beispiel, einige glauben, der Geist des Auferstandenen sei das Gefährt, durch das Kraft, Weisheit und Liebe Gottes zum Menschen kommen. Aber eine wachsende Minderheit nimmt Jesus gewissermaßen aus dem Fundament und stellt ihn ins Erdgeschoss; dann steigt man im Keller in den Fahrstuhl und fährt vorüber am Erdgeschoss und dem 1. Stock (an dem ‚Autorität der Bibel‘ steht und der meistens geschlossen ist) und landet im 2. Stockwerk, das ‚Praktische Folgerungen‘ heißt. Auf diesem Stock sind zwei Räume: manche halten ‚Christliche Moral‘ für hoffnungslos veraltet und ziehen ‚Situationsethik‘ vor.“<sup>1</sup>

Gehe ich fehl in der Annahme, dass auch bei uns Jesus bei den meisten im gut verschlossenen Erdgeschoss steht statt im Fundament als Eckstein? Mir erscheint das bedauerlich. Denn wir trennen uns damit nicht nur von den Grundlagen des Quäkertums sondern auch von dem, was europäischer Kultur, einschließlich des sozialistischen Weltbilds, wichtigste Impulse gab. Zudem erschweren wir uns das Gespräch mit anderen Kreisen der Christenheit zu einer Zeit, da mehr als je von allen versucht wird, die Anliegen der anderen zu begreifen und ernst zu nehmen. Auch Nicht-Christen bemühen sich in unserem Jahrhundert um ein Verständnis Jesu. Wäre nicht Gandhi den frühen Freunden geradezu als Beweis erschienen dafür, dass der Christus-Geist allenthalben am Werke ist? Jüdische Gelehrte versuchen Jesus aus der Tradition und Kenntnis des Judentums heraus klarer zu sehen. Wo immer noch nach Gott gefragt wird in unserer säkularen Welt, wird auch nach Jesus gefragt.

### Jesus Christus und die „radikale Theologie“

Wenn die Wissenschaft uns auch sagt, dass weder eine Biographie noch ein Charakterbild Jesu mehr ermittelt werden kann, so sind wir doch durchaus imstande, die Wirkung zu erfassen, die durch nahezu zwei Jahrtausende von ihm ausgegangen ist. Dorothee Sölle sagt dazu:

„Was können wir für unsere Gegenwart und für unsere Zukunft von Christus lernen?

Ich gebrauche hier das Wort ‚Christus‘, weil es für ein solches Lernen, das nicht historisch, sondern praktisch interessiert ist, nicht genügen kann, auf den historischen Jesus zu blicken. Gerade wer aus seinem Leben und aus seinen Worten gelernt hat, dem wird es nicht genügen, dabei zu verharren

1) „Friend“ Vol.127, S.1406.

und die weitergehende Geschichte Jesu zu ignorieren ... Er verwandelt das Bewusstsein der Menschen, die ihm sein Versprechen glauben. Seit ihm und in ihm ist die Hoffnung auf der Welt gewachsen, und es gibt mehr Grund, Mut zu haben ... Sprechen wir von Christus, so nehmen wir das, was Franziskus oder Martin Luther King von Jesus gelernt haben, in unsere Beziehung mit auf; wir übernehmen die Schätze, die Menschen in der Begegnung mit Jesus gesammelt haben ... Dieser Weg Christi bis zu uns hin ist nicht umsonst gewesen. Aber um ihn als den Weg Christi zu erkennen, müssen wir uns auf den Mann aus Nazareth zurückbesinnen, weil in der Geschichte ja ebenso der missverstandene, der zurechtgestutzte, der den eigenen Interessen dienstbar gemachte Christus begegnet, der sich so leicht manipulieren lässt. Schon wer ihn einfach mit den Worten der Väter weitersagt, manipuliert ihn, weil er mit den Worten der Väter zugleich die Welt der Väter zu bewahren versucht und damit die gegenwärtige Welt von diesem Christus fernhält, ob er will oder nicht. Auferstanden ist immer nur *der* Christus, der Gegenwart wird und der uns in unserer jetzigen Wirklichkeit die Wahrheit über unser Leben sagt. Tot bleibt der, von dem wir nichts lernen, der uns nicht verändert und der unser Gewissen nicht empfindlicher macht.“<sup>1</sup>

Bonhoeffer erfährt bei der Begegnung mit Jesus Christus:

„dass hier eine Umkehrung alles menschlichen Sein gegeben ist, darin, dass Jesus ‚nur für andere da ist‘ ... Glaube ist das Teilnehmen an diesem Sein Jesu ... Unser Verhältnis zu Gott ist ein neues Leben im ‚Dasein für andere‘ ... Nicht die unendlichen, unerreichbaren Aufgaben, sondern der jeweils gegebene Nächste ist das Transcendente.“<sup>2</sup>

Ähnlich lautet die Aussage einer Australierin, die jahrzehntelang in verschiedenen Ländern an der Hilfsarbeit der Freunde beteiligt war:

„In dem furchtbaren Wirbel menschlichen Elends wurde mir klar, dass die Beziehung des Menschen zu Gott ganz falsch ist. Dass er um des vollkommenen Gleichgewichts willen seine Haltung zum Menschen neu einstellen muss, damit die zu Gott an die rechte Stelle rückt. Gott wollte keinen Lobpreis, besonders nicht von Menschen mit dem Messer in der Hand, sondern Güte. So einfach.“<sup>3</sup>

Sehr eindrucksvoll sprechen amerikanische „Radikale Theologen“ von Jesus. Paul van Buren sieht ihn als bemerkenswert freien Mann:

„Er redete und handelte ganz einfach in der Autorität eigentümlicher Freiheit. Er forderte seine Hörer auf, ohne Zukunftsorgen um Nahrung, Kleidung und Obdach zu sein und unterstrich seine Worte durch sein eigenes

1) Dorothee Sölle, Phantasie und Gehorsam, Kreuz-Verlag Stuttgart Berlin 1968, S.7-9.

2) Bonhoeffer Ebd., S.259-260.

3) Joice Nankivell Loch, A Fringe of Blue, John Murray, London 1968, S.77.

Verhalten ... Er war frei von Furcht ... vor allem aber war er frei für seinen Nächsten ... Er war frei dafür, an seinem Nächsten Anteil zu nehmen, wer immer auch dieser Nächste sein mochte, und ohne Schonung seiner selbst. Die Überlieferung verrät den Eindruck, den diese Eigenart gemacht hat, durch die zahlreichen Hinweise auf sein Mitleid mit den Leidenden, seine Offenheit gegenüber allen, denen er begegnete, seine Bereitwilligkeit zur Gemeinschaft mit den von den Notabeln Gemiedenen. Es wird von ihm berichtet, er habe gelehrt, die Größe der Freiheit liege im Dienenden (Mk. 10,42-44), und seine eigene Freiheit war ja auch gekennzeichnet durch demütigen Dienst an anderen.“<sup>1</sup>

William Hamilton bekennt:

„Jesus ist der, zu dem ich gehe, vor dem ich stehe, dessen Weg mit anderen auch mein Weg sein soll, denn es ist etwas in seinem Leben und in seinem Umgang mit anderen Menschen, in seinem Tod, das ich sonst nirgends finde. Ich werde zu ihm hingezogen, und ich habe ihm Treue versprochen. Es mag anderswo mächtigere Lehren und bewegendere Tode geben. Doch ich habe ihn erwählt, und meine Wahl ist weder willkürlich, noch ist sie aus Angst geschehen, weil ich das Etikett ‚atheistisch‘ hätte vermeiden wollen. Es ist eine freie Wahl, die ich getroffen habe.“<sup>2</sup>

### Jesus im Urteil des heutigen Judentums

Persönlich ist mir durch die jüdische Literatur um Jesus, verstärkt durch den Eindruck seiner geographischen Umwelt, manches geklärt und lebendig geworden. Jüdische Menschen begegnen ihm heute durchweg in einer Haltung großer Ehrfurcht. Sie kommt zum Ausdruck in Franz Werfels Nachwort zu seinem Werk „Paulus unter den Juden“:

„Ein losgelassenes Fabulieren in solch reiner Sphäre hasse ich als eine Unzucht, und jede poetische Freiheit ohne strenge Begründung erschiene mir unkünstlerischer und verletzender Leichtsinns. Denn um was für Menschen geht es, um welchen Ernst, um welche ewige Tragkraft des Geschehens.“<sup>3</sup>

Martin Bubers Wort dürfte den meisten von uns bekannt sein:

„Jesus habe ich von Jugend auf als meinen großen Bruder empfunden. Dass die Christenheit ihn als Gott und Erlöser angesehen hat und ansieht, ist mir immer als eine Tatsache von großem Ernst erschienen, die ich um seine- und um meinetwillen zu begreifen suchen muss ... Mein eigenes brüderlich aufgeschlossenes Verhältnis zu ihm ist immer stärker und reiner geworden, und ich sehe ihn heute mit stärkerem und reinerem Blick

als je. Gewisser als je ist es mir, dass ihm ein großer Platz in der Glaubensgeschichte Israels zukommt und dass dieser Platz durch keine der üblichen Kategorien umschrieben werden kann.“<sup>1</sup>

### Jesus und die Freunde heute

Aus unseren eigenen Reihen nur ein paar kurze Hinweise. In „Christian Faith and Practice“ von 1960 steht ein Wort, das, soweit ich sehen konnte, unser „Christliches Leben, Christliches Wirken“ nicht enthält. Es wird Gerald Hibbert zugeschrieben, einem früheren Woodbrooker Lehrer.

„Dessen können wir sicher sein, es gibt Tiefen über Tiefen und Höhen über Höhen in der Persönlichkeit Jesu, die vorschnelle Verallgemeinerungen und oberflächliche Lösungen absurd machen. Wir stehen vor dem größten Charakter der Geschichte und tun gut daran zu zögern, ehe wir versuchen, ihn in eine Formel zu pressen.“<sup>2</sup>

In seiner Swarthmore-Vorlesung vom Jahre 1963 nimmt Hugh Doncaster ein Wort aus dem Bericht der Jerusalemer Konferenz des Internationalen Missionsrates von 1928 auf:

„Er (Jesus) ist die Offenbarung dessen, was Gott ist und was der Mensch durch ihn werden kann.“<sup>3</sup>

Hugh Doncaster fügt kurz und bündig hinzu: „Das ist das Evangelium.“ Die Formulierung dessen, „what it is all about“, um was es im christlichen Glauben letztlich geht, scheint mir am klarsten bei Maurice Creasey:

„Wir glauben, dass es die dauernde, heilige, liebende Absicht Gottes ist, das Weltall zu erhalten als dessen schöpferische Quelle und endliches Ziel. Wir glauben, dass diese Absicht, die in der Natur durchschimmert und den moralischen und geistigen Bestrebungen der Menschheit zugrunde liegt, konkret verkörpert und ihr vollkommen entsprochen wird in Jesus von Nazareth, der deshalb zu recht als Christus erkannt wird, die entscheidende und maßgebende Offenbarung der Wirklichkeit sowohl Gottes wie des Menschen und ihrer Beziehung zueinander.

Wir glauben, dass das, was in ihm verwirklicht war, fortlaufend die Kirche schafft und lehrt, als Gemeinschaft, durch die die Absicht Gottes heute Ausdruck findet, die ganze Schöpfung zu einen und wiederherzustellen.

Wir glauben, dass das vollkommene Erreichen dieser Absicht über die Grenzen unseres individuellen Lebens und die Geschichte der Menschheit notwendig hinausgeht, dass aber die Hoffnung darauf all unser Bemühen, heute und hier damit zusammenzuwirken, trägt, richtet und rechtfertigt.“<sup>4</sup>

1) Paul van Buren, Reden von Gott in der Sprache der Welt, Zürich Stuttgart 1965, S.116.

2) William Hamilton, zitiert bei S. Daecke, Der Mythos vom Tode Gottes, Furche-Stundenbuch, Hamburg 1969, S.46-47.

3) Zitiert bei Schalom Ben-Chorin, Bruder Jesus, Paul List, München 1967, S.9-10.

1) Zitiert bei Schalom Ben-Chorin, I.c. S.11-12.

2) Zitiert bei Hugh Doncaster, God in Every Man, Swarthmore Lecture 1963, S.77.

3) Zitiert Ebd. S.78.

4) „Friend“ Vol.127, S.8.

Maurice Creasey hat diese kurze Fassung im „Friend“ ausführlich interpretiert. Nicht dass ich mir jedes Wort davon zu eigen machen könnte, den 3. Absatz würde ich nicht ohne weiteres übernehmen. Aber es scheint mir ein geglückter Versuch, anders zu reden als „mit den Worten der Väter“, ohne vom Inhalt dieser Väter-Worte Wesentliches preiszugeben.

Wenn demgegenüber eine zunehmende Zahl der Glieder unserer Gesellschaft meinen, in Gegenwart und Zukunft ohne Jesus auskommen zu können, so scheint mir das, als wolle man sich aufs Weltmeer wagen mit einem Kompass ohne Magnetnadel. Ich wüsste nicht, wie ich der Gestapo gegenüber meine grundsätzliche Ablehnung des Nationalsozialismus hätte begründen können ohne Hinweis auf das Neue Testament. Wollen wir auskommen mit dem Inneren Licht allein ohne festen Richtungspunkt? Dann träfe uns wohl der Vorwurf nicht zu unrecht, der uns gelegentlich gemacht wurde: die Quäker sähen das Licht nur, wenn es durch ihren eigenen Gasometer käme. Ich fürchte, dass wir dann in nicht allzu ferner Zeit aus dem Stoßtrupp des Glaubens, in dem die Freunde sich einmal befanden, in die Nachhut geraten, wie es schon einmal der Fall war.

Ich habe aber die Hoffnung, dass die Jugend sich das nicht gefallen lässt. Mehr noch als wir Älteren sieht die Jugend heute den Nächsten. Nicht von ungefähr stand über dem Kirchentag 1969 „Hunger nach Gerechtigkeit“. Wer sich aufmacht, Gerechtigkeit zu schaffen in unserer ungerechten Welt, kommt an Jesus nicht vorbei. Es ist unwichtig, ob dabei sein Name genannt wird, so lange sein Geist lebendig ist. Die Richtung ist dann klar.

„Wir wissen, dass er immer wieder und wieder in der Seele von Menschen auferstanden ist, die ihm begegnet sind,“<sup>1</sup>

sagt Schalom Ben-Chorin. Er ist auferstanden in der Seele des Priesters, der im Konzentrationslager freiwillig in den Hungerbunker ging, aus dem niemand zurückkam, um einem Familienvater vielleicht das Leben zu retten. Er ist auferstanden in den Armenierkindern, von denen im 1. Weltkrieg ein erschütterter Lehrer einer Klasse junger Mädchen berichtete: er war Lehrer in der deutschen Schule von Aleppo, und dorthin schleppten sich die Reste der von den Türken verfolgten Armenier. Die Türken hatten es einfacher als später Hitler, sie brauchten keine Konzentrationslager, sie hatten für die Endlösung der Armenier-Frage die Wüste zur Verfügung. In der deutschen Schule in Aleppo wurden vor allem die Kinder aufgefangen, denen es gelungen war, nach tagelangen Marschen verhungert und verdurstet der Wüste zu entrinnen. Man versuchte, sie mit schwachem Tee, teelöffelweise verabreicht, langsam wieder dem Leben zuzuführen, wie man es inzwischen mit jüdischen, indischen, Neger- und anderen Kindern überall auf der Welt immer wieder hat versuchen müssen. Aber es war etwas Besonderes an diesen kleinen Armeniern: „Da konnte es denn vorkommen“, sagte der Berichtende, „dass so ein vier- oder fünfjähriges Kerlchen, dem man den Löffel an die Lippen setzte, mit letzter Kraft flüsterte: ‚Ich hab schon zweimal, der neben mir hat noch nichts bekommen.‘ So wandte man sich dem nächsten Kinde zu, und wenn man danach zum ersten zurückkam, war es

1) Schalom Ben-Chorin, I.c., S.229.

inzwischen gestorben. Sie starben uns fast alle unter den Händen. Und sie starben alle mit dem Namen ‚Jesus!‘ auf den Lippen.“

Diesen Kindern haben wir skeptischen Teenager damals ihr Christentum geglaubt. Die Israelis glauben es heute den Marienschwestern, die fröhlich unter ihnen Dienst tun, ohne den geringsten Versuch zu missionieren. Ich glaube es einem Michel Quoist, der uns mit seinen Gebeten die Augen öffnet für die Not unserer Mitmenschen; ich glaube es den Initiatoren des Kölner Politischen Nachtgebets. Ich glaube wie die frühen Freunde, dass Christus lebendig ist in allen, die sich ihrer mitmenschlichen Verantwortung bewusst sind, die versuchen, zu Nächsten, zu Freunden zu werden für jeden, der dessen bedarf.

### Der Mensch in der Welt von morgen

Wir können und wollen denen, die nach uns kommen, keine festgefügtten Wahrheiten in wohlgesetzten Worten weitergeben. Den größten Teil dessen, was sie zum Leben benötigen, werden sie selber zu finden haben, wie wir es finden mussten, ohne es von unseren Vätern übernehmen zu können. Und sie werden es immer neu überprüfen müssen.

„Unsere höchsten Wahrheiten sind nur Halbwahrheiten. Denk nicht, du könntest dich in irgend einer Wahrheit für immer ansiedeln. Benutze sie als Zelt, in dem du eine Sommernacht verbringst. Aber baue kein Haus daraus, sonst wird es dein Grab. Wenn dir die erste Ahnung kommt von ihrem Ungenügen und du den Schatten einer Gegenwahrheit jenseits schimmern siehst, dann weine nicht sondern sage Dank. Es ist des Herrn Stimme, die da flüstert: ‚Nimm dein Bett und wandle.‘“<sup>1</sup>

Ich meine, am Anfang keines Jahrzehnts in diesem Jahrhundert wären wir noch so zukunftsbesonnen gewesen wie jetzt am Anbruch der siebziger Jahre. Wir haben in der Schule einst ein wenig überlegen die Nase gerümpft über die Menschen, die mit dem Jahre 1000 den Weltuntergang erwarteten – geht doch die Zeit unwandelbar ihren Sekundenschritt, unbeirrt um die Teilungen und Zählungen der Menschen. Bedrückt uns heute dennoch das langsam heraufdämmernde dritte Jahrtausend?

„Die Entwicklung des Lebens steht nie still“, hat am Abend vor dem Neujahrstag 1900 ein englischer Prediger gesagt. „Die Schöpfung ist noch nicht zuende. Die Bibel sagt, Gott schuf den Menschen am sechsten Tage und ruhte dann; aber jeder dieser sechs Tage dauerte viele Millionen Jahre. Jener Ruhetag muss recht kurz gewesen sein. Der Mensch ist nicht ein Ende, er ist ein Anfang. Wir stehen am Beginn der zweiten Woche. Wir sind Kinder des achten Tages.“<sup>2</sup>

1) „Friend“, Vo1.127, S.1440.

2) Dr. Gillies, zitiert aus der Zeitschrift „Du“, Verlag Conzett u. Huber, Zürich, März 1969



Als ich das einer Freundin vorlas, meinte sie überrascht, aber nein, sie habe immer gedacht, der sechste Tag sei noch nicht zuende, der Ruhetag stünde erst noch bevor. Ob am sechsten oder achten Tage, die Schöpfung ist nicht zuende. Und der Mensch ist aufgerufen als Helfer und Mitarbeiter Gottes, sie der Vollendung ein winzig Stückchen näher zu führen. Es geht dabei nicht ums Quäkertum, und nicht ums Christentum. Es geht um die Zukunft der Welt und des Menschen. Es ist so unendlich viel zu tun, nach allem, was unsere Generation ungetan gelassen hat, dass es jungen Menschen in den Fingern zucken muss, Hand anzulegen, alle Kräfte einzusetzen. Uns Älteren bleibt dabei nur, mit Bert Brecht zu sagen:

„Ihr aber, wenn es soweit sein wird,  
Dass der Mensch dem Menschen ein Helfer ist,  
Gedenkt unsrer  
Mit Nachsicht.“

# Cary Vorlesungen seit 1936

- 1936 Hans Albrecht „Urchristentum, Quäker und wir“
- 1937 Alfons Paquet „Die Religiöse Gesellschaft der Freunde“
- 1938 Thomas Kelly „Das Ewige in seiner Gegenwärtigkeit und zeitliche Führung“
- 1939 Carl Heath „Das Leben, ein Gebet“
- 1940 Walther und Johanna Rieber „Lebensbejahung“
- 1947 Emil Fuchs „Die Botschaft der Bibel“
- 1948 Robert Limburg „Gandhi und wir“
- 1949 Margarethe Geyer „Die Gewissenskrise unserer Zeit und die Bibel“
- 1950 Otto Frick „Die Kraftquellen unseres Lebens“
- 1951 Manfred Pollatz „John Woolman. Von der schöpferischen Kraft der Persönlichkeit“
- 1952 Cornelius Kruse „Rufus M. Jones und sein Werk“
- 1953 Willy Wohlrabe „Die göttlichen Kreise“
- 1954 E. A. Otto Peetz „Berufung und Sendung“
- 1955 Wilhelm Mensching „Was bedeutet uns Paulus?“
- 1956 Henriette Jordan „Vom Wesen der Begegnung“
- 1957 Ruth E. von Gronow „Die Stellung der Bibel in der Gesellschaft der Freunde“
- 1958 Margarethe Lachmund „Der innere Friede und die notwendige Unruhe“
- 1959 Fred Tritton „Quäker im Atomzeitalter“
- 1960 Emil Fuchs „Jesus und wir“
- 1961 Horst Brückner „auf dass wir leben“
- 1962 Elisabeth Rotten „Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Frieden“
- 1963 Roland L. Warren „Prophet – Vermittler – Versöhner“
- 1964 Walther Rieber „Quäkerhaltung in unserer Zeit“
- 1965 Helene Ullmann „Der Mut zur reinen Tat. Richard Ullmann, sein Leben und sein Werk“
- 1966 Otto Buchinger „Geistige Vertiefung und religiöse Verwirklichung durch Fasten und meditative Abgeschiedenheit“
- 1967 Margaret S. Gibbins „Sucht, Findet, Teilt: Jetzt ist die Zeit“
- 1968 Douglas V. Steere „Gegenseitige Erleuchtung. Ein Quäker-Standpunkt zur Ökumene“
- 1969 Annemarie Cohen „Mitmenschliche Verantwortung – Realität des Alltags“
- 1970 Eva Herrmann „... in dem, was ewig ist ...“
- 1971 Ekkehart Stein „Gott braucht Menschen“
- 1972 Otto Czierski „Das Schöpferische in einer gefährdeten Welt“
- 1973 William R. Fraser „Einige Aufgaben und Möglichkeiten der Erziehung“
- 1974 David Blamires „Schöpferisches Zuhören“
- 1975 Gerhard Schwersensky „Gott, Religion und die Konfessionen. Versuch einer Klärung“
- 1976 Hans Haffenrichter „Woher die Bilder kommen. Gedanken über Kunst und Meditation“
- 1977 Hans Schuppli „Konsequenzen einer Quäker-Glaubenshaltung“
- 1978 David Eversley „Wege der Gemeinsamkeit in einer Zeit des Zwielflichts“
- 1979 Heinrich Carstens „Alles ist Euer – Ihr aber seid Gottes“
- 1980 Elisabeth Hering „Das Vermächtnis der frühen Freunde – Anruf und Auftrag an uns“
- 1981 Margarethe Scherer „Was nennt Ihr mich Herr, Herr! Und tut doch nicht, was ich sage?“
- 1982 Duncan Wood „Frieden schaffen im Glauben und Handeln der Quäker“
- 1983 Georg Schnetzer „Fürchtet Euch nicht...“

# Cary Vorlesungen

- 1984 Pleasaunce Holtom „Lasst Euer Leben sprechen“
- 1985 Hans Petersen „Einzelheiten zum Ganzen“
- 1986 Helga und Konrad Tempel „... dass man da wohnen möge“
- 1987 Wolfgang Harms „Der Raum der Stille im Alltäglichen“
- 1988 Ines Ebert „Es ist ein Licht in jedem Menschen“
- 1989 Annelies Becker „Glauben, der nicht zu Taten führt, ist ein lebloses Ding“
- 1990 Helmut Ockel „Bin ich meines Bruders Hüter?“
- 1991 Paul Oestreicher „Die Quäker: Ein Orden in der Gemeinschaft der Christen?“
- 1992 Heinz Röhr „Quäker sein zwischen Marx und Mystik“
- 1993 Maurice de Coulon „Jesu Nachfolge heute – Vom Erlöser zum Leitbild“
- 1994 Harvey Gillman „Spirituelle Freundschaft – Neue Modelle/Neue Beziehungen“
- 1995 Annette Fricke „Meine Erfahrung der Botschaft von George Fox durch seine Episteln“
- 1996 Heinrich Brückner „Kinder zwischen naiver und intellektueller Religiosität“
- 1997 Inge Specht „Soziale Zeugnisse der Quäker“
- 1998 Hans-Ulrich Tschirner „Quäker in der Gesellschaft“
- 1999 Dori Verness „Das Sichtbare verwandeln. Ein Leben in Versunkenheit inmitten von zielbewusst handelnden Menschen“
- 2000 Kurt Strauss „Quäkerglaube, Quäkerzeugnis, und Quäkerarbeit - Gestern, heute und morgen“
- 2001 Rex Ambler „Licht, darin zu leben – Erkundungen in der Spiritualität der Quäker“
- 2002 Roswitha Jarman „Vom Wesen und Werk der Liebe“
- 2003 Robert Antoch „Halte lieb deinen Genossen, Dir gleich. ICH bin's.“
- 2004 Tony Fitt „Quercus Quakerus. Die Wurzeln und Blüten des Quäkerbaums im 21. Jahrhundert“
- 2005 Eva Pinthus „Schüttet das Kind nicht mit dem Bade aus. Story, Gemeinschaft, Herausforderung für die Religiöse Gesellschaft“
- 2006 Gisela Faust „Nimm auf, was dir Gott vor die Tür gelegt hat“
- 2007 Daniel O. Snyder „Das Friedenszeugnis als Sakrament. Die Beziehung zwischen Friedensarbeit und persönlicher Spiritualität“
- 2008 Lutz Caspers „Uneben, gefährdet, behütet. Vom Mosaik meines Lebens“
- 2009 Eberhard Küttner „Interreligiosität. Die Suche nach der Einheit in der Vielfalt“
- 2010 Heidi Blocher „Suchet zuerst das Reich Gottes und alle diese Dinge werden euch gegeben werden“
- 2011 Julia Ryberg „Wahrhaftig leben – Ent-täuscht und erhellt werden“
- 2012 Ursula Bircher „Quäkerwerte leben – Neue Wege, um Grenzen zu erweitern“
- 2013 Martin Kunz „Denken, Glauben, Hoffen: Variationen in Grau.“
- 2014 Neithard Petry „Was kann Ich sagen? Gedanken eines religionsphilosophischen Heimwerkers“
- 2015 Esther Köhring „Wurzeln und Flügel. Wachsen dürfen in der Gemeinschaft der Freundinnen und Freunde“
- 2016 Janet Kreysa „Offen für neues Licht“
- 2017 Paul Parker „Unser besonderes Angebot.“ Was haben wir Quäker in diesen turbulenten Zeiten der Welt zu bieten?“

